

Dörte Thormählen, Rundfunkjournalistin, Berlin  
Lübeck, Audienzsaal des Rathauses der Hansestadt Lübeck  
**Laudatio auf Carmen Francesca Banciu anlässlich der  
Verleihung des GEDOK Literaturförderpreises 2007**

Liebe Carmen Francesca Banciu,

mit großer Freude gratuliere ich Ihnen heute zu dem Literaturförderpreis 2007 der GEDOK. Einem Preis, der ausdrücklich die Auseinandersetzung mit den Themen Migration und Integration einfordert.

Mit Ihnen, liebe Frau Banciu, haben wir eine Preisträgerin gekürt, die diese Kriterien brillant erfüllt und sich ihnen doch auch, wenn ich Sie und Ihre Texte richtig verstehe, sehr entschieden entzieht und verweigert. Lassen Sie mich das erklären: Der Preis passt, weil Sie 1955 in Rumänien geboren und dort erzogen wurden, zur Schule gegangen sind, ihre drei Kinder bekommen haben und vor allen Dingen auch, weil Sie sich dort zur Schriftstellerin entwickelt haben. In einem Interview erzählten Sie einmal, dass Sie schon mit fünf Jahren angefangen haben zu lesen, dass Bücher und Schreiben immer zu Ihnen gehört haben. Anfang der 90er Jahre haben Sie Ihr Land verlassen, sind Sie nach Deutschland, genauer nach Berlin gekommen. Kurze Zeit später kamen dann ihre Familie, ihre Kinder. Eine Schriftstellerin mit einer solchen Biografie empfiehlt sich fast schon wie von selbst für einen Preis, der die Themen Migration und Integration einfordert. Und doch beschreiben diese Begriffe, die bei uns leider immer nach Multikulti, nach Leitkultur, Kopftuchfrage und Zwangsehe riechen, eine Realität, die nicht die Ihre ist.

Sie fordern, so haben Sie einmal gesagt, eine selbstverständliche Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Keine Sonderrolle. Denn Sie sind eine Weltbürgerin, Ihr Zuhause ist die Sprache, Sie beherrschen, wenn ich richtig gezählt habe, immerhin sieben Sprachen (Italienisch, Russisch, Ungarisch, Englisch, Französisch, Rumänisch und natürlich Deutsch). Sie haben einmal gesagt, dass Sie in einer Sprache gleichsam wohnen. Wenn man, um in diesem Bild zu bleiben, Wohnungen in sieben Sprachen hat, dann geht es nicht mehr um Migration und Integration, dann geht es nicht um An- oder Einpassung, um In- oder Ausländerinnen, nein, dann geht es um mehr, um sehr viel mehr. Ihnen geht es darum in der Sprache und durch die Sprache eine Weltaneignung zu erfahren. Praktischere Menschen pflanzen vielleicht Bäume, bauen Häuser oder zeugen Kinder, um sich in der Welt zu verorten. Sie, eine Schriftstellerin, erobern die Sprache, um in

der Fremde heimisch und geborgen zu sein. Für das Kulturradio vom Rundfunk Berlin Brandenburg haben Sie einmal einen kurzen Text zum schönsten deutschen Wort geschrieben. Ich habe ihn noch einmal gelesen und war überrascht, denn er liest sich auch wie eine kleine Poetik zu ihrem schriftstellerischen Selbstverständnis.

Sie sagen in diesem Text. Zitat. „Ich pflanze Worte und warte, dass sie blühen. Und Früchte tragen. Ich kenne auch Worte, die verblühen. Ihre Zeit läuft ab. Ich kenne Worte, die duften und Worte, die wirbeln, die brechen und Worte, die vernichten können. Worte. Ich sammle sie und mache daraus meine Sprache. ... Ich atme die Worte ein. Ich nehme sie in mir auf und sie werden mein Fleisch. Sie werden meine Haut. Meine Zunge. Sie werden ich, die diese Worte ausspricht und mit ihnen eins wird.“ Der Prozess der Aneignung erfasst die ganze Person mit Haut und Haar, er beschränkt sich keineswegs auf ein schulisches „Sprachlernen“. Die Sprache wird nicht reproduziert, sondern auch neu erfunden. Es ist eine kreative, eine künstlerische Form der Sprachaneignung, die Sie hier beschreiben. Und indem Sie sie beschreiben, eröffnen Sie uns einen Zugang zu ihrer Kunst.

Ihre Sprache ist knapp, manchmal lakonisch. Oft beginnen Sie Ihre Texte mit einem Ein-Wort-Satz, einer einzigen Aussage, die dann im Folgenden immer ausführlicher und genauer wird. Ich musste beim Lesen oft an den Bau eines künstlichen Riffs denken. Ein Widerstand wird im Meer versenkt und um ihn herum siedelt sich eine neue Welt an.

Sie erklären in dem schon erwähnten Text aber auch das schöne Wort „Geborgenheit“ zu ihrem liebsten deutschen Wort. Und sie sagen, dass sie in ihrer Muttersprache viele Worte brauchen, um Geborgenheit zu beschreiben. Ein Wort dafür ist, und das hat mich zusammenzucken lassen, securitate. In totalitären Systemen und das kennen wir nicht nur aus Rumänien, wird die Sprache immer zum Opfer der Mächtigen.

Denn Sprache ist das Organ der Freiheit, der Phantasie, des Miteinanders. Deshalb wird sie in jedem totalitären System verändert, verbogen, sie wird umgedeutet, zensiert, missbraucht. Die rumänische Sprache hat dieses Schicksal ganz besonders erlitten. Sie beschreiben die Befreiung Rumäniens durch die Russen nach dem Zweiten Weltkrieg und die Folgen für die Sprache so: Zitat: „Die Geschichte wurde neu geschrieben. Man entdeckte,

dass Rumänisch eine slawische Sprache sei. Damit alles auch seine Ordnung hatte, wurden Buchstaben erfunden und eingeführt. Die Orthografie wurde verändert. Damit so wenig wie möglich an die romanischen Wurzeln erinnern konnte.“ Zitatende.

Schriftsteller, die Hüter der Sprache, ihrer Geschichte, ihrer Schönheit und ihrer Bedeutungsmacht sind die natürlichen Feinde solch totalitärer Systeme. Sie haben das am eigenen Leib zu spüren bekommen. 1985, Frau Banciu, erhielten Sie ein Publikationsverbot in Rumänien. Und nun lese ich, Securitate bedeutet in Ihrer Muttersprache auch Geborgenheit. Eine Bewohnerin der Sprache, wie Sie eine sind, kann vermutlich nicht in einem Land, nicht in einer Sprache wohnen, die so pervertiert wurde. Sie sind sich sehr treu geblieben, indem Sie umgezogen sind. Umgezogen in eine andere Sprache, in der Sie die Geborgenheit gleichsam neu entdecken und bewohnen konnten.

Aber weggehen bedeutet nicht fertig sein mit der Herkunft, bedeutet noch lange keinen Abschluss mit der Vergangenheit, wenn sie denn überhaupt jemals abgeschlossen werden kann. Christa Wolf hat einmal sinngemäß gesagt: „Du kannst die Stadt wechseln, nicht aber den Brunnen, der Dich speist.“

Ihnen ist das offensichtlich auch so gegangen, denn 7 Jahre nachdem Sie Rumänien verlassen hatten, veröffentlichten Sie Ihr Buch „Vaterflucht.“ Hier setzen Sie sich intensiv mit ihrer Heimat Rumänien auseinander. Leserinnen und Interpretinnen laufen immer Gefahr, die erzählende Protagonistin eines Buches mit der Autorin zu verwechseln oder aber sie gleichzusetzen. Ihr Buch „Vaterflucht“ stellt in dieser Hinsicht eine sehr große Gefahr dar. Immer wieder habe ich mich ertappt, dieses Buch als eine bloße Biografie zu lesen. Es ist aber mehr. Es ist ein Roman. Also eine Verdichtung von Ereignissen. Wir sind hier in Lübeck, der Heimat von Thomas Mann. Auch seine Romanfiguren wurden mit realen Personen verwechselt, bzw. verwechselten sich reale Personen mit seinen Romanfiguren. Das war nicht immer erfreulich.

Schriftsteller müssen damit leben, denn Kunst entsteht nicht im luftleeren Raum, sondern in der Begegnung mit der realen Welt, realen Menschen. Davon zeugen auch Ihre Texte.

In Ihrem Roman „Vaterflucht“ erzählen Sie uns von einem für Westler sehr fremden Leben hinter dem so genannten eisernen Vorhang im Ostblock. Erstaunlicherweise begegnet uns aber auch sehr vertrautes Miteinander, in

dem wir uns wieder erkennen, doch dazu komme ich später.

In der Herkunft, der Familie, dem Aufwachsen der Ich-Erzählerin spiegelt sich die Zeitepoche des Kalten Krieges, eine Zeit voller Wirren, Katastrophen, aber auch Alltäglichkeiten.

Die Erzählerin ist die Tochter eines sozialistischen Parteifunktionärs in hohen Staatsämtern. Er ist ein Mann aus ärmlichsten Verhältnissen, der dem kommunistischen System seinen Aufstieg, seine Identität verdankt. Die Mutter, eine bürgerliche Tochter, die sich dem Mann, dem System bis zur Selbstaufgabe anpasst. Zitat: „Mutter hatte den Neuen Mann der Neuen Ära geheiratet. Vater war nie da. Mutter hatte täglich Kopfschmerzen. Unerträgliche Schmerzen. Die machten sie gereizt und ungeduldig. Sie nahm täglich eine Hand voll Schmerztabletten ein. Mutters Schmerzen waren eine Übung. Mutter war viel allein. Und übte sich im Aushalten. Ertragen, Beherrschen und Überwinden ihrer Empfindungen. Er gelang ihr nicht immer. In solchen Fällen war ich dran.“ Zitatende.

Diese Eltern gehören zur rumänischen Aufbaugeneration nach dem Zweiten Weltkrieg. Zur Führungsschicht. Bald schon bewohnen sie eine sozialistische Komfortwohnung. Sie glauben an das politische System. Sie opfern sich auf, wie sie sagen. Persönliche, individuelle Wünsche und Bedürfnisse werden zurückgestellt. Die karge und traumatische Kriegskindheit wird verdrängt. Diese Generation stürzt sich in den Wiederaufbau, sie tut alles für die eigenen Kinder. Sie investiert in die nachwachsende Generation, und sie erwarten einen entsprechenden Gewinn.

Zitat: Vollkommen. So wird der Neue Mensch werden. Vollkommen sollten auch wir sein. Die Kinder der neuen Ära“.

Diese Eltern-Generation hat nicht nur die Gewalt des Krieges, sondern auch die Gewalt einer Schwarzen Pädagogik aus dem 19. Jahrhundert am eigenen Leib erfahren, und sie erzieht entsprechend gewalttätig. Die Erzählerin lernt die Prügelstrafe früh kennen. Es ist eine zerrissene, eine widersprüchliche Welt, in der sie groß wird: hier der Sozialismus, die proletarischen Ideale und Wurzeln, dort die bürgerlichen Werte, die noch von der K u. K Zeit herrühren. Ballett, Klavier, Sprachunterricht, der Vater verflucht die, wie er sagt, „kleinbürgerlichen „ Werte der ehrgeizigen Mutter.

Und dann: schleichend, aber unleugbar immer mit dabei, die Staatsmacht, die Securitate mit ihren Dossiers, ihren Beobachtungen. Rumänien, in dem die Erzählerin heranwächst, ist ein erstarrender politischer Apparat, der

nur noch dem eigenen Machterhalt dient und seine eigenen Kinder frisst. Davon erzählen Sie in ihrem großartigen Buch „Vaterflucht“.

Und von mehr.

In diesem Buch rechnet die Tochter auch mit einer zutiefst patriarchalischen Vaterwelt ab. Denn dass der Sozialismus qua System Gleichberechtigung beschert hätte, dass war einer der großen Irrtümer der Geschichte.

Nein, die Frauenverachtung war nicht nur im Kapitalismus, sondern ganz besonders auch im Sozialismus zu Hause. Carmen Francesca Banciu erzählt auch davon. Von den Frauen, die sich nicht schminken, nicht schmücken durften (eine gute Genossin tut so etwas nicht, die, die es doch tun werden der Hurerei verdächtig). Und von jungen Frauen, deren Unschuld bewacht wurde.

Der die Tochter traktiert: Zitat: „Immer waren seine Lippen schneidend. Schonungslos: Nichts taugst du. Nichts wird jemals aus dir. Und niemand wird dich heiraten.“ Zitatende.

Ein Mädchen muss sauber bleiben und geheiratet werden. Sagt der Vater, der Sozialist der ersten Stunde, der Neue Mann. In diesen Passagen rücken die Geschichten der 50er, 60er Jahre aus Ost und West plötzlich ganz dicht zusammen, kommen sie fast zur Deckung. Auch hier im Westen kennen wir diese Aufbaugeneration. Eine Generation, die sich im Machen verloren hatte. Helmut Kohl steht exemplarisch für sie, für deren Frauenbild, deren Familienverständnis. In diesen Punkten sind die Parallelen zwischen den so unterschiedlichen politischen Systemen schon erstaunlich.

Die Erzählerin, die Tochter verlässt den Vater und das Land nach dem Zusammenbruch des Ostblocks.

Sieben Jahre, eine biblische Zahl, sieben Jahre lässt sie sich Zeit, ehe sie ihren Vater besucht. Heimkehrt. Sie findet einen alten Mann, der die Welt nicht mehr versteht. Einen, der den Boden unter den Füßen verloren hat und der offenbar erst jetzt bereit oder fähig ist seine Tochter anzunehmen. Zitat: „Vater hat sich verändert. Er hört mir gerne zu. Nur ab und zu vergisst er das. Ich habe mich verändert. Ich höre ihm zu. Ich höre gerne, was Vater sagt. Sieben Jahre sind eine gute Zeit. Eine Zeit der Erneuerung. Des Vergebens.“

Sieben Jahre hat es auch gedauert, dieses Buch zu schreiben. Es muss ein großer Kraftakt für Sie gewesen sein.

Und obwohl Sie sich mit Ihrem Land versöhnt haben, sind Sie nicht

zurückgegangen nach Rumänien. Denn in diesen Jahren haben Sie einen Ort entdeckt, der für Sie entscheidend geworden ist. Und das ist Berlin. Eine Liebeserklärung haben Sie der Stadt gemacht, indem Sie ihr Buch „Berlin ist mein Paris“ geschrieben haben. Beobachtungen und Begegnungen, Alltagserlebnisse und Träume, Ihre erste Zeit in Berlin haben Sie in Ihren Geschichten aus der Hauptstadt eingefangen. Sie nehmen uns mit auf Ihre Reise zu sich selbst, denn das waren diese ersten Jahre in Berlin offensichtlich auch. Lange, so schreiben Sie, waren Sie unschlüssig, wohin Sie gehen sollten.

Vielleicht doch nach Paris? Zitat: „Und trotzdem, ich bin nach Berlin gekommen, wie man nach Paris ging. Nach Paris. Aber. Wird mir immer wieder gesagt. Aber Berlin ist nicht Paris. Und ich bin doch kein Narr. Und ich weiß. Und trotzdem suche ich in Berlin, was manche in Paris gefunden haben.“ Zitatende.

Sie sind nicht in Berlin hängen geblieben.

Nein, Sie haben die Stadt erkannt und sich sehr bewusst für diesen Ort entschieden. Zitat: „Neuerdings behaupte ich, Berlin habe sich in den Nabel der Welt verwandelt. Paris? Ja, aber Paris ist etabliert. Berlin dagegen ist unberechenbar. Einmalig. Man könnte meinen, ich stelle diese Behauptung aus reiner Eitelkeit auf. Da ich. Da mich. Berlin entdeckt hat. Oder. Wir haben uns gegenseitig entdeckt. Jeden Tag entdecke ich mich selbst durch Berlin. Meine Schwächen, meine Stärken“.

So, liebe Frau Banciu, beginnen auch große Liebesgeschichten. Geschichten, die das Innerste berühren und Entwicklungen in Gang setzen. Psychologen und Paartherapeuten sagen, dass wir uns nur in jemanden verlieben können, in dem wir uns und unsere Geschichte erkennen und in dem wir gleichzeitig eine Differenz, also eine Chance auf Heilung und Weiterentwicklung spüren. Ihnen muss das mit Berlin so gegangen sein. In dieser Stadt haben Sie sich erkannt und gleichzeitig die Möglichkeit der Heilung ergriffen.

Zitat: „Berlin ist mein Zwillingbruder. Mein gespaltener Bruder. Und ich kann ihn nicht verlassen. Ich wittere den Geruch der Mülltonnen im Osten. Ein abstoßender Geruch. Ich gehe vorbei, um an ihnen zu riechen. Und jedes Mal überkommt mich ein Zittern. Ich träume, ich werde an die Tonnen gefesselt. Ich träume, ich kann ihnen nicht mehr entfliehen.“

Zitatende

Ostberlin hat Sie, so schreiben Sie, gleich nach der Wende an Ihre Heimat Rumänien erinnert. Die gleichen verwaschenen und stumpfen Farben, die

identischen Gerüche. Ein in seinen Strukturen ähnliches Spitzel- und Unterdrückungssystem. Das alles hat Ihre frühen Jahre der Kindheit und Jugend geprägt und ist Ihnen zu einer Last geworden. Die sie loswerden wollten. Und dieser Ort Berlin, quasi an der Schnittstelle bot Ihnen Möglichkeiten: Die Auseinandersetzung mit dem Alten, das Kennenlernen des Neuen. Das Ausloten des Machbaren. Vergangenheit lässt sich nicht einfach abschütteln. Sie muss be- und vor allen Dingen, verarbeitet werden. Auch davon erzählen Sie: Zitat: „Ich weiß, dass Unglück eine schwere Sucht ist“. Zitatende

Etwas anders ausgedrückt hat das Ludwig Tieck, der große Initiator der Romantik: Er schreibt von einem Mütterlein, das vom Schleppen eines schweren Reisigbündels ganz gekrümmt und geschwächt des Weges daher kommt. Ein guter Mensch befreit es von seiner Last. Und was macht das Mütterlein? Es greift nach einem neuen Bündel.“

Last kann nämlich auch stabilisieren. Unglück die Identität bestätigen.

Sie wissen das und haben entschieden dagegen gearbeitet. Ihr Wohnort in der Leipziger Straße wird unter diesen Umständen geradezu zu einem Symbol. Sie liegt unmittelbar an der ehemaligen Mauer, die die beiden Systeme trennte. Hier also, wo die Aggressionen des Kalten Krieges aufeinander knallten, am Checkpoint Charlie, standen sich amerikanischen und sowjetische Panzer gegenüber, hier wo die Mauer verlief, wo sich hüben wie drüben ein Niemandsland bildete, in dieser Gegend haben Sie sich eine Wohnung genommen. Und Sie konnten beobachten, wie sich die Gegend belebte. Häuser wurden gebaut, die von Ihnen viel besuchten Cafes, in denen Sie ihre Bücher schreiben, entstanden.

Nichts ist in diesem Teil der Stadt geblieben, wie es war. An diesem Ort, in dieser Atmosphäre haben Sie den Kampf mit alten Lasten und neuen Herausforderungen aufgenommen.

Zitat: „Es ist keine leichte Aufgabe in Berlin zu sein. Und keiner kann sich entziehen. Man lebt hier nicht umsonst. Und man bleibt nicht unberührt. Ich schreibe meine Bücher am Checkpoint Charlie. Im Cafe Adler. Ich sitze am Tisch und blicke wie ein Adler nach Osten und nach Westen. .... Ich bin ein Teil von Berlin. Ich bin noch nicht ich. Ich messe mich mit mir selbst und mit der Welt. Ich hinterlasse Spuren. Sie sind auch ein Teil von Berlin, das Berlin werden soll. Berlin ist noch nicht Berlin. Es ist ein unvollkommener Ort, der auf mich nicht verzichten kann. Berlin ist mein Paris.“ Zitatende

Mit Ihren Erzählungen berichten Sie von einer Selbstfindung. Und Sie eröffnen, zumindest westlich geprägten Leserinnen wie mir, auch einen neuen Blick auf die eigene Realität. Mit diesem fremden Blick spiegeln Sie nämlich auch den alten Westen mit seinen Selbstverständlichkeiten. Geldkarten, automatische Wasserhähne, gläserne Wände (die Ihnen anfänglich zur Falle wurden, wie Sie schreiben), kulinarische Genüsse in Hülle und Fülle, stehen dafür, aber wohl eher auf der banalen Seite, schwerer wiegt die von Ihnen beschriebene Ignoranz des alten Westens gegenüber Ihrer Heimat.

Rumänien? Die Sprache? Die Menschen? Ihre Geschichte? Das alles hat vor dem Mauerfall kaum eine Rolle gespielt. Rumänien, so scheint es heute, war fast weiter weg als der Mond. Vergessen und verdrängt hinter dem eisernen Vorhang. Und wir, zumindest meine Generation, wir alle haben das als fast schon gottgegeben akzeptiert. Sie halten uns einen Spiegel vor. Fragen implizit nach dem Warum.

Wie kann es sein, dass niemand auf der Straße Ihre Sprache erkennt, kaum jemandem die rumänische Verwurzelung in Europa selbstverständlich ist? Wie eine solche Verdrängung in einer historisch so kurzen Zeit passieren konnte, das „liebe Carmen Francesca Banciu“ fragen Sie auch in Ihren Texten, nicht nur sich selbst, sondern auch uns. Nicht nur deshalb, aber auch deshalb sind Sie eine sehr würdige Preisträgerin des GEDOK Literaturförderpreises 2007, zu dem ich Sie jetzt noch einmal sehr herzlich beglückwünsche.